

Richard Collier

William Booth

Richard Collier

William Booth

Der General Gottes und seine Heilsarmee

Aus dem Englischen übersetzt von Hermann Thiemke

n[®]

NEUFELD VERLAG

Die englische Originalausgabe dieses Buches erschien 1965 unter dem Titel *The General Next to God: The Story of William Booth and the Salvation Army* bei HarperCollins, London © 1965 Richard Collier / Rechtsnachfolger

Druck und Bindung des vorliegenden Buches erfolgten in Deutschland.

Das verwendete Papier ist FSC-zertifiziert. Als unabhängige, gemeinnützige, nicht staatliche Organisation hat sich der Forest Stewardship Council (FSC) die Förderung des verantwortungsvollen und nachhaltigen Umgangs mit den Wäldern der Welt zum Ziel gesetzt.



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar

Lektorat: Lukas Baumann, Katja Streit, Andreas W. Quiring

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johannson

Bilder Umschlag und Innenteil: © Heilsarmee

Satz: Neufeld Media, Weißenburg in Bayern

Herstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

© der deutschen Übersetzung: 2015 Die Heilsarmee in Deutschland KdöR, erschienen im Neufeld Verlag, Schwarzenfeld
ISBN 978-3-86256-066-0, Bestell-Nummer 590 066

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Verlages

Dieses Buch ist bereits mehrfach auf Deutsch erschienen,
unter anderem im Verlag Johannis, Lahr

www.neufeld-verlag.de / www.neufeld-verlag.ch

Bleiben Sie auf dem Laufenden:

newsletter.neufeld-verlag.de

www.facebook.com/NeufeldVerlag

www.neufeld-verlag.de/blog

Inhaltsverzeichnis

„Liebling! Ich habe meine Bestimmung gefunden“	7
„Schieß, auch wenn die Flinte nicht geladen ist!“	45
Mit fliegenden Fahnen	68
„Schlag eine Fliege tot, und zwei werden zu ihrem Begräbnis kommen“	95
„Das bringt nicht einmal die Nachbarn auf die Beine“	132
Wie weit ist die Welt?	162
„Wenn der Himmel einfällt, werden wir Lerchen fangen“	199
„Rettet Seelen, geht den Schlimmsten nach!“	240
„... denn jedes Land ist meines Vaters Land...“	273
„Jetzt öffnet sich die Tür ...“	310
<i>Einige Angaben über die Heilsarmee</i>	329
<i>Was ist die Heilsarmee?</i>	332

„Liebling! Ich habe meine Bestimmung gefunden“

1865

Safrangelbes Licht überflutete den Abendhimmel Ostlondons. Ein hochgewachsener, schwarzbärtiger Mann in dunklem Gehrock, auf dem Kopf einen breitrempigen Hut, eilte mit schnellen Schritten der die Mile End Road herabströmenden Menge entgegen.

Vor der gelblich grauen Fassade der Kneipe „Zum Blinden Bettler“ blieb er stehen. Unter dem Arm zog er ein Buch hervor und begann, ganz unvermutet, mit lauter Stimme den ersten Vers einer Hymne herzusagen. Im nächsten Augenblick klebten von innen Gesichter an den Scheiben der Kneipe. Zerlumppte, ungewaschene Menschen drängten sich neugierig um den Fremden, der mit seiner hünenhaften Gestalt inmitten der Cockneys¹ wie ein Riese wirkte. Sein blasses Adlergesicht mit der langen, geraden Nase und dem festen Kinn war beherrscht von einem Paar grauer, durchdringender Augen von einer fast furchterregenden Intensität des Blicks.

„Auch in Ostlondon steht der Himmel offen für *jeden!*“ hörten sie ihn rufen, „für jeden, der einmal haltmachen und nachdenken und Christus als seinen persönlichen Heiland annehmen will!“

Aus der Kneipe kam als Antwort nur eine Salve von Spottreden und Flüchen, doch die um ihn Herumstehenden hörten wider Willen zu. Die Stimme des Predigers hatte den singenden, ungewohnten Tonfall der Midlands. Aber die Zuhörer spürten darin einen seltsamen neuen Klang: eine Liebe zu allen Menschen. Da kam aus

¹ Cockneys: Die alteingesessene Londoner Bevölkerung.

den hinteren Reihen ein faules Ei geflogen. Es fand sein Ziel, und der Zauber war gebrochen. Die gelbe Soße floss langsam an der bleichen Wange des Fremden herunter. Er hielt inne und betete. Dann zog er den Hut über die Augen und ging schnell davon nach Westen.

Es war die erste drückend heiße Juliwoche des Jahres 1865 – achtundzwanzig Jahre, nachdem Victoria zur Königin gekrönt worden war, vierzehn Jahre nach der von Prinz Albert im Hydepark veranstalteten *Großen Ausstellung* – Hallen aus Gusseisen und Glas, die ein Gelände von mehr als 90.000 m² bedeckten – der Ausstellung, die England als die mächtigste Nation des Erdballs und London als den Brennpunkt der Welt bestätigt hatte.² Aber für diesen Mann, Reverend William Booth, war London eine fremde, unbekannte Stadt. Sechzehn Jahre zuvor hatte er zwar in einem Pfandleihgeschäft als Lehrling, der darauf brannte, ein Prediger des Evangeliums zu werden, die Straßen südlich der Themse kennengelernt. Später hatte er eine Zeit lang dort gepredigt – und eine Braut gefunden. Aber die Straßen Ostlondons, durch die er nun dahinschritt, waren für ihn und viele andere das reinste Ausland. Die reichen Kaufleute von Mayfair und Belgravia kannten sich in diesem Häuserlabyrinth, in dem eine halbe Million Seelen wohnten, ebenso wenig aus wie William Booth.

Doch als der 36-jährige Booth seiner im Westen gelegenen Wohnung zustrebte, kam ihm mit überwältigender Klarheit zum Bewusstsein, dass dieser Abend in seinem Leben eine Wende bedeutete. Er hatte eine Evangelisation in Derbyshire geplant. Doch das *East London Service Committee*, eine kleine Erweckungs-Mission, hatte den wandernden Evangelisten verpflichten wollen, eine Woche lang im nahen Whitechapel zu predigen, und so hatte er auf ihre dringenden Bitten hin den Derbyshire-Plan zurückgestellt. Aber warum sollte er überhaupt dorthin gehen? Gab es eine Gegend mit heils- und hilfsbedürftigeren Menschen als hier? War das nicht die Aufgabe, die Gott ihm stellte?

2 Die erste Weltausstellung (Expo), London 1851.

Mit gebeugten Schultern, die langen Arme schwingend, wühlte er sich mit ausgreifenden Schritten durch einen Haufen zerlumpter, schreiender, miteinander streitender Menschen. Streichholzhändler und Obstverkäuferinnen versperrten ihm den Weg. Irische Blumenmädchen, die nackten Füße mit Straßenschmutz beschmiert, umschmeichelten ihn verführerisch. Er drängte sich an den schwerfälligen, plumpen Gestalten der Arbeiter, an Frauen, die nur mit dreckigen Unterröcken bekleidet waren, vorbei. Kinder mit Wolfs Gesichtern suchten zu seinen Füßen nach etwas Essbarem und verschlangen gierig im grellen Licht der Lampen des Straßenmarktes verfaulte Pflaumen.

Heute Abend war die schnurgerade Mile End Road ein Wirbel von Licht und Farbe – das Licht flackerte von Kerzen, die in mächtigen Kohlrüben staken, es flackerte in fischschwanzartigen Flammen aus Gasbrennern über rohen Fleischstücken. Die mitleidlosen Strahlen enthüllten Bilder, die ein so sensibler Mensch wie Booth niemals vergessen konnte, und wieder zuckte ihm ein Gedanke durch den Sinn: Wo kannst du solche Heiden finden wie diese?

Er sah fünfjährige Kinder völlig betrunken vor den Türen der Kneipen liegen. Mütter gossen aus zerbrochenen weißen Töpfen ihren Babys Bier in die Kehlen. Vor manchen Pubs prügelten Männer mit aschfahlen Gesichtern in verbissenem Schweigen aufeinander ein, bis sie hintaumelten. Frauen sahen zu mit tierischer Leidenschaft verzerrten Zügen und kreischten: „Hau zu! Hau zu!“ Außerhalb des grellen Lichtkreises der Naphthalampen schlichen Männer verstohlen dahin und verhüllten mit blutgetränkten Taschentüchern die zitternden Körper von Hunden, die einen Kampf verloren hatten. Goldfinken, die man mit glühenden Nadeln geblendet hatte, damit sie besser singen sollten, zwitscherten in ihren zu engen Käfigen.

Die an diesem ganzen Schauspiel Beteiligten nahmen keinen Anstoß daran. Ostlondon war ihre Welt. Als Kinder hatten sie sich ihr Spielzeug aus den Abfallhaufen zusammengesucht, etwa Heringsgerippe auf Bindfaden aufgezogen. Als Erwachsene nahmen sie ihre Mahlzeiten auf der Straße ein: das Frühstück bei dem

Mann mit den gebackenen, heißen Kartoffeln, das Abendessen beim Würstchenverkäufer mit seinem schwarzbebanderten Hut und der weißen Schürze. Selbst um Mitternacht war Mile End Road noch hellwach; müde Kinder besorgten noch etwas für das Abendessen der Eltern: ein Dreieck Gloucesterkäse, frischen Tabak für Vaters Pfeife, mehr Bier.

Wenn der Käse rot angepinselt war, um so auszusehen wie der teure „Rote Doppel-Gloucester“, beklagte sich keiner dieser Armen. Ebenso fanden sie sich mit andern Verfälschungen ab: auf der Straße verkaufte, mit Schwefelsäure versetzte Limonade, mit pulverisiertem Ton vermengtes Mehl, mit Gries vermischter Kakao. Wenn zwei *Farthings*³ schon ein Wochenbudget umwerfen konnten, legte man nicht so großen Wert auf Qualität. Im Juli 1865 lebten in dieser Stadt von drei Millionen Einwohnern 100.000 Almosenempfänger. Drei regnerische Tage brachten 30.000 Straßenverkäufer dem Verhungern nahe.

Nachdem William Booth dreizehn Jahre als wandernder Methodistenprediger in Englands Proletariervierteln zugebracht hatte, war ihm die Armut nichts Unbekanntes mehr. Hier in London packte ihn tiefes Mitleid mit diesen Menschen.

Grimmig wie ein Jäger auf Safari setzte er trotz des Gedränges seinen Weg fort. Auf allen Seiten stießen ihn die Menschen: Yankee-Matrosen von den Schnellseglern mit teerbeschmierten Hosen, an deren Koppeln die Hirschfänger hingen, Soldaten auf Urlaub mit an der Brust offenen, scharlachroten Röcken, bärtige Juden, die alte Kleider verkauften, jugendliche Laufburschen in Schnürjacken mit Messingknöpfen und grünen Halstüchern, Straßenmädchen in mohnroten Garibaldiblusen. Der Lärm war ohrenbetäubend, eine wahre babylonische Sprachverwirrung. Blumenverkäufer priesen mit Stentorstimme ihre Ware an: „Alles wächst, alles blüht!“ Aber sie waren kaum zu hören in dem Räderrasseln der Nachtdroschken oder dem langsamen Rumpeln der vom Bow-Friedhof zurückkeh-

3 Farthing: Britische Münze (¼ Penny oder 1/960 Pfund).

renden, leeren Leichenwagen. Sonnengebräunte Italiener leierten aus ihren Drehorgeln die Melodien der *Traviata* heraus, die mit dem traurig klagenden *Swanee-River* des Balladensängers wetteiferten. Und über allem dröhnte weiter im Westen der tiefe Bass der Glocken der St.-Pauls-Kathedrale.

Eigentlich unglaublich: London war trotz seiner Größe in mancher Beziehung immer noch eine ländliche Stadt. Welches Bild würde sich den Augen eines Menschen bieten, der vom über sechzig Meter hohen, glitzernden Turm des *Crystal Palace* nach Norden und Osten blickte? Eine weite Fläche, dicht besät mit rauchgeschwärzten, roten Backsteinhäusern, die sich nach Westen bis zur Bayswater Road erstreckte, jedoch nach Norden nicht weiter als bis nach Camden Town. Notting Hill, drei Meilen nordwestlich von Piccadilly gelegen, war noch unberührte Parklandschaft, wo die Torfstecher ihre Ware herholten. Milch wurde von Bäuerinnen, die saubere, weiße Strümpfe und Strohhäuben trugen, von Straße zu Straße zum Verkauf ausgerufen. Wer früh aufstand, konnte sehen, wie die Männer ihre Viehherden, über denen der Atemdunst wie eine weiße Wolke stand, zu dem in der Nähe von St. Pauls abgehaltenen Fleischmarkt von Smithfield trieben.

Doch William Booth wusste es wohl: die Stadt gewann dauernd an Boden. Seit er das erste Mal die Füße auf ihre Straßen gesetzt hatte, war fast eine Million Menschen hereingeströmt, um die stinkenden Häuser und Gassen zu überfüllen. Viele davon waren Bauern, die das Land verlassen hatten. Ostlondon war nur noch ein Zerrbild der Dörfer, die einst Namen getragen hatten wie Hackney, Stratford, Bethnal Green, Stepney, Bow und Bromley. Dort wohnten 290 Menschen auf 4.000 Quadratmetern. Ein verbitterter, armer Teufel hatte es einen ungeheuren Dunghaufen genannt, auf dem die Reichen ihre Pilze züchteten. Für viele war es das ganze Jahr hindurch ein nie endender Kampf, um nach außen hin den Anschein bürgerlicher Wohlanständigkeit aufrechtzuerhalten: auf dem Fensterbrett ein billiger Resedastrauß in einer zerbrochenen Vase; Kattunvorhänge vor den Scheiben, damit man den Schmutz in

der Wohnung nicht sehen konnte; unter der Uhr sauber eingerahmt die Heiratsurkunde.

Aber Tag für Tag verloren immer mehr Familien den Mut und gaben den Kampf auf. In den dunklen Gassen in der Nähe der Docks lagen die Kranken, die Sterbenden und oft auch die Toten nebeneinander auf dem blanken Fußboden der ungeheizten Räume, nur mit den Fetzen zerrissener Wolldecken zugedeckt. Die Wiegen ihrer Kinder waren Obstkörbe, ihre Windeln dieselben zerschissenen Jacken, in denen die Gemeinde sie schließlich beerdigte. Die Wohnungen rochen nach Heringen, ungelüfteten Betten und der feuchten Luft nach dem Regenguss der letzten Woche. Die ganze Stadt war von Gestank erfüllt. So schnell William Booth an diesem Juliabend auch vorwärtsschritt, er konnte ihm nicht entgehen. Es war ein höllisches Gemisch von Gerüchen, die Viehhäute, in Terpentin getauchtes Brennholz, alte Cordanzüge und undichte Gasrohre verbreiteten. Andere, dem empfindlichen Booth für immer unvergessliche Dünste füllten die warme Sommerluft: Gin, Zwiebeln, Dung, im Fett schmurzelnde Fladen, das graue Seifenwasser, das in den steinernen Abwaschbecken plätscherte, und der aus drei Millionen Schornsteinen sich ringelnde Rauch.

Sogar die Themse, immer noch eine belebte öffentliche „Straße“, wo in den verkehrsreichen Stunden zwanzig Flussdampfer emsig entlangfauchten – selbst die Themse führte den Spottnamen „die große Stinkerin“. Fast 370 Kloaken entleerten sich in ihr gelbgraues Wasser. Zwischen Westminster und London Bridge streckte sich eine schwarze, klebrige Schlammbank hundert Fuß weit in die Fahrrinne vor. Der Gestank war so unerträglich, dass im Sommer kein Parlamentsmitglied die Bibliothek des Unterhauses benutzen konnte.

Im nächsten Jahr würde die Cholera wieder zuschlagen, wie sie es seit 1832 schon dreimal getan hatte. Die ganze Nacht würden dann die Lichter in dem in Whitechapel gelegenen London-Hospital brennen und stummes Zeugnis davon ablegen, dass es wie immer die Armen waren, die den Hauptstoß der Krankheit aushalten mussten.

Um acht Uhr dieses Juliabends kam es William Booth mit schmerzlicher Klarheit zum Bewusstsein, dass in diesen 2.000 Meilen der Londoner Straßen Tausende von Menschen lebten, deren Seelen unrettbar verloren waren.

Acht Meilen westlich von der Mile End Road, in Hammersmith, Shaftesbury Road 31, wartete Catherine Mumford Booth in großer Besorgnis auf die Rückkehr ihres Mannes. Mit ihren 36 Jahren war sie immer noch die sanfte, zart gebaute Frau mit leuchtenden dunkelbraunen Augen und dem beweglichen Mund, in die sich Booth vor dreizehn Jahren unsterblich verliebt hatte. Heute Abend war sie voller Unruhe.

Vor vier Jahren hatte Booth, dessen Herz und Sinn sich immer mehr zu den der Kirche entfremdeten Massen der englischen Städte hingezogen fühlte, auf seine Stellung als methodistischer Prediger verzichtet. Seitdem war die Zukunft der Familie immer unsicherer geworden. Catherine war ja nicht nur für sie beide von Sorge erfüllt. Oben schliefen friedlich ihre sechs Kinder; der älteste Junge Bramwell war neun Jahre alt, die Jüngste, Marian, eben vierzehn Monate. Sie machten sich noch keine Gedanken darüber, wie man in einer harten Welt das tägliche Brot verdienen sollte.



William Booth und seine Familie

Um Mitternacht – Catherine erinnerte sich später genau daran – wurde ein Schlüssel heftig in das knarrende Schloss gestoßen, und mit strahlenden Augen trat William in das Wohnzimmer. Die ersten Worte, die aus ihm herausbrachen, waren: „Liebling, ich habe meine Bestimmung gefunden, Gott hat mir heute meine Aufgabe gezeigt!“ Als er das sagte, fühlte Catherine, wie eine kalte Hand nach ihrem Herzen griff.

In Wilford Meadows, einem grünen Streifen Weideland am Ufer des Trent, im Frühling übersät mit den goldenen Blüten der Krokusse, hatte William Booth als zehnjähriger Junge mit seinen Freunden Soldat gespielt – und, wie er später bekannte, war er meistens der Hauptmann gewesen. Diese schon so früh in Erscheinung tretende Begabung, andere Menschen zu führen, sollte ihn jedoch in dem folgenden Vierteljahrhundert völlig im Stich lassen. In dieser Zeitspanne seines Lebens war er ein vom Winde hin und her gewehtes Blatt, ein Mann, der danach suchte, ein Talent zu verwerten, dem er keinen Ausdruck zu geben vermochte.

In seiner Jugend war Angeln seine große Leidenschaft gewesen. Mit einem Band von Walter Scott auf den Knien pflegte er von fünf Uhr morgens an am Ufer des Trent zu hocken, immer hoffend, ein Fisch würde anbeißen. Aber seine sprichwörtliche Erfolglosigkeit führte dazu, dass ein alter Onkel jeweils feierlich einen mit einer schneeweißen Serviette bedeckten Teller in dem kleinen Vorraum des Boothschen Hauses aufstellte, bereit für einen Fang, der niemals eintraf.

William wurde am 10. April 1829 im Haus Nr. 12 am Nottintone Place als Sohn von Samuel und Mary Moss Booth geboren. Es war ein sechs Zimmer umfassender, roter Backsteinbau mit flachem Dach im Nottinghamer Vorort Sneinton. Von Anfang an war Armut für William nichts Unbekanntes. Als er erst dreizehn Jahre alt war, stand sein Vater, ein kleiner Bauunternehmer – William erinnerte sich an ihn als einen auf Geld versessenen Mann –, vor dem geschäftlichen Ruin. Eine Hypothek musste aufgenommen werden, und alle Pläne, William in Mr Biddulphs Schule zu einem Gentleman erziehen zu lassen, fielen ins Wasser. Im Laufe des darauffolgenden Jahres war der Vater an den Folgen des Schicksalsschlages gestorben. Aber noch vor seinem Tod hatte er den Halbwüchsigen mit den schlenkernden Gliedmaßen zu einem Pfandleiher namens Francis Eames in die Lehre geschickt. Eames betrieb sein Geschäft in Goose Gate, wo die Ärmsten der Armen Nottinghams hausten.

Nach der Schlacht von Waterloo hatte England wahre Hungerjahre durchzustehen: Jahre schlechter Ernten und noch schlimmerer Steuerlasten, als die ehrwürdigen Korngesetze, die die Interessen der Grundbesitzer auf Kosten der Armen schützen sollten, die Brotpreise hoch hielten und die Bäuche leer ließen. Als Junge hatte William zugehört, wie hungernde Aufrührer das eiserne Gitter vor dem Haus seines Vaters aus den Sockeln rissen und sich mit den bewaffneten Soldaten herumschlügen. Er sah, wie zerlumpte Männer und Frauen die Scheiben der Bäckerläden einschlugen und – die Arme voller Brote – davonrannten. Der konservative Abgeordnete

für Shrewsbury, Benjamin Disraeli, brach im Parlament in die Worte aus: „Ganz England ist in zwei Nationen zerrissen!“

Und nirgends trat die Wahrheit dieses Ausspruchs deutlicher zutage als in Nottingham selbst.

Die eine dieser Nationen, die der heranwachsende Booth zu lieben begann, füllte die 8.000 dicht gedrängten Häuser, wo die Strumpfweberei, die verbreitetste Heimarbeit, von der französischen Konkurrenz so hart getroffen war, dass die Weberinnen sich oft nur durch die Prostitution vor dem Hungertod retten konnten. Die andere Nation füllte die Tribünen an der Trentbrücke, um zuzusehen, wie William Lillywhite den neuen Wurfstil im Cricketmatch „Notts gegen All England“ vorführte, wo um hundert Pfund gespielt wurde. Oder diese Leute drängten sich in den teuersten Logen der *Mechanics' Hall*, um die Schwedische Nachtigall Jenny Lind singen zu hören. Die soziale Bewegung des *Chartismus* glimmte unter der Asche. Sie war so genannt worden nach der *People's Charter*, in der die kämpferischen Reformer eine Umbildung des Parlaments, billigeres Brot und das Wahlrecht für die arbeitende Bevölkerung forderten. So jung wie William Booth auch war, verstand er doch schon, wie wichtig diese Forderungen waren.

Denn in diesen Jahren zogen die drei goldglänzenden Messingkugeln – das Firmensymbol der Pfandleiher – wie ein Magnet ganze Familien an. Oft war die Pfandleihe der einzige Wall, der die Familie vor der Ausweisung schützte. Unter dem Zeichen der „schwingenden Klöße“ lernte Booth mehr, als bloß eine Axt, baumwollene Regenschirme und bedruckte Schals abzuschätzen oder mit den schwarzen Kalikobeuteln voller Pfandscheine geschickt umzugehen. Wie aus einer Fibel lernte er kennen, was Armut den Leuten antun kann.

William war nun ein hoch aufgeschossener Halbwüchsiger mit rabenschwarzem Haar und flammenden Augen. Doch seine religiöse Erziehung war, gelinde gesagt, sehr lückenhaft gewesen. Obgleich sein Vater Samuel aus Gründen der Wohlanständigkeit darauf bestand, dass William und seine Schwestern Ann, Mary und Emma regelmäßig den Gottesdienst besuchten, sah man ihn selbst

nie in der Kirche. Mary Moss Booth, seine Mutter, die nach dem Tod ihres Mannes in Goose Gate ein kleines Kurzwarengeschäft übernahm, konnte da auch nicht viel helfen. „Sei gut, William“, war ihre einzige Ermahnung, „und dann wird schon alles gut werden.“

So feurig, leidenschaftlich und impulsiv, wie er war, überraschte es nicht, dass „Wilful Will“, wie ihn die Leute in Nottingham nannten, schon als Junge für die Sache der „Methodisten“ gewonnen wurde. Man hatte ihnen diesen Spottnamen angehängt wegen der strengen Lebensregeln, die John Wesley, der Begründer ihrer Kirche, aufgestellt hatte. Die Innigkeit und Wärme ihrer Gottesdienste in der Wesleyanischen Kapelle in der Broad Street hatten in Booth eine verwandte Saite zum Klingen gebracht. Wesley hatte geglaubt, dass die Bußfertigkeit sich in Taten beweisen müsse, und großen Wert auf das öffentliche Sündenbekenntnis gelegt; aber er ging noch viel weiter. Sein Ziel war, auch Gott gänzlich entfremdete Menschen zurückzugewinnen, Niedergetretene und Verzweifelte, die das Leben selbst verfluchten. Um den Verlassenen Gottes Liebe nahezubringen, hatte dieser gebrechliche, kleine Geistliche trotz anfänglicher Zweifel den revolutionären Schritt getan, auf einem Haufen von Steinen als Kanzel stehend, im Freien zu Mengen betrunkenener Bergleute zu predigen.

„Auch ihr seid Kinder Gottes, Erben des ewigen Lebens“, so pflegte er seine vor Schmutz starrenden, zynischen Zuhörer anzureden, in deren Wortschatz Begriffe wie „Vergebung“, „Erlösung“ oder „Hoffnung“ nicht zu finden waren. Zuerst denunzierten ihn Kirche und Staat in zitternder Erinnerung an die Französische Revolution als einen Feuerbrand. Sie schreckten vor seiner Leidenschaftlichkeit zurück und auch davor, dass er nicht-ordinierte Laien das Wort Gottes predigen ließ. Dass er der arbeitenden Klasse Mut zusprach, betrachteten sie als eine Irrlehre, die einen Schritt zur Pöbelherrschaft bedeutete. Nur langsam gewann sein Kreuzzug der helfenden Liebe Gottes sympathisierende Mitstreiter. Für die Armen eröffnete Wesley eine Fabrik, eine Armenapotheke, eine Bank. Er besuchte einige der übelsten englischen Gefängnisse, um den Unglücklichen dort geistlichen Trost zu spenden. Bis zu seinem Tod – er starb als

Achtundachtzigjähriger – wurde er nicht müde, immer wieder zu betonen, dass Körper, Geist und Seele in gleicher Weise bestimmt seien, Abbilder Gottes zu sein.

Wesley war das Vorbild, das Booth bei der Suche nach seinem Auftrag vor Augen stand. „Es gibt nur einen Gott“, pflegte er zu sagen, „und John Wesley ist sein Prophet.“

Obgleich der Name Booth später aufs Engste verknüpft war mit den erstaunlichsten Bekehrungen in der jüngsten Geschichte der Religion, verlief Williams eigene Bekehrung in gänzlich undramatischer Weise. Als er am späten Abend eines Tages im Jahre 1844 von einer Versammlung durch ungepflasterte Straßen seinem Heim zustrebte, wurde plötzlich sein ganzes Sein von einem geistlichen Hochgefühl erfüllt. Mit der gleichen Klarheit, wie Saulus auf dem Weg nach Damaskus das Licht sah, wurde ihm bewusst, dass er sich von der Sünde – in jeglicher Form – abwenden musste. Plötzlich war ihm auch klar, dass er das Unrecht wiedergutmachen musste, das er andern Mitmenschen angetan hatte.

Da war das silberne Bleistiftetui, das er Freunden durch einen betrügerischen Trick abgewonnen hatte. Wie oft hatte er Äpfel gestohlen und seine Gefährten beim Murmelspiel betrogen! War er nicht auf dem Weg, eine „Taschenausgabe“ seines geizigen Vaters zu werden, er, der schon als Junge, wenn überhaupt, nur widerwillig Geld verschenkte?

In wenigen Tagen hatte Booth durch Reue und Bekennen sein Gewissen entlastet und war ein überzeugter Kämpfer für die Sache Gottes geworden wie Bunyans *Valiant for Truth* (Wahrheitskämpfer).

Obgleich die Pfandleihen offiziell am Sonnabend um Mitternacht ihr Geschäft schließen mussten, hielt der schwunghafte Handel die Angestellten oft bis in die frühen Morgenstunden des Sonntags zurück. Jetzt erklärte Booth seinem Arbeitgeber, dass das so nicht weitergehen könne. Notfalls sei er bereit, sonntags ab Mitternacht zu arbeiten, aber am Tag des Herrn zu arbeiten, sei mit christlichen Grundsätzen unvereinbar. Eames hatte darauf nur eine Antwort: „Du wirst mit uns allen arbeiten, bis wir den Laden zumachen, oder du kannst deine Sachen packen!“

Da Booth felsenfest auf seinen Grundsätzen beharrte, fand er sich sofort wieder in den Reihen der ständig wachsenden Zahl der Arbeitslosen von Nottingham. Das war ein schwerer Schlag für seine verwitwete Mutter, aber es war auch nicht leicht für Eames, der seinen wertvollsten Angestellten verloren hatte. Der Pfandleiher kämpfte ein paar Tage lang mit seinem Stolz – dann gab er klein bei. Von nun an war Booth der einzige Lehrling, der am Sonnabend mit dem Glockenschlag um Mitternacht mit der Arbeit aufhörte. Doch wenn Eames für kurze Zeit auf den Kontinent reiste, war es William, der an seiner Stelle den Laden übernahm.

Viele Erweckungsprediger hatten während der „hungrigen Vierzigerjahre“ atemlos lauschende Zuhörer. Booth war immer ein williger Schüler gewesen, so lernte er von allen diesen Rednern etwas. Reverend James Caughey, ein schlanker, schwarz gekleideter, irisch-amerikanischer Geistlicher aus Burlington, Vermont, ließ ihn erkennen, welche Wirkung es hatte, wenn zurückhaltende Eingangsworte sich allmählich zum Orkan steigerten. Andere, wie Isaac Marsden aus Doncaster, Yorkshire, zeigten ihm, dass Gottes Wort am tiefsten zu Herzen ging, wenn es in Form von einfachen Gleichnissen gepredigt wurde. Als Marsden eines Morgens durch eine kleine Gasse in Nottingham ging, sah er eine Hausfrau geschäftig an ihrem Waschzuber stehen. Mit kummervoller Stimme sprach er sie an: „Gute Frau, wenn Euer Herz nicht sauberer gewaschen ist als diese Kleider, dann werdet Ihr nicht in den Himmel kommen!“

Von Anfang an waren es die armen Leute, denen Booth das Evangelium bezeugte und die auf den Sünderbänken Platz nahmen. Zusammen mit seinem Freund Will Sansom, dem hübschen, jungen Sohn eines reichen Spitzenfabrikanten, trat er bald in Wesleys Fußstapfen und führte den Kampf gegen Sünde und Elend unter freiem Himmel. Er pflegte in einer Gasse von Backsteinhäusern auf einen Stuhl oder ein Fass zu steigen und predigte unentwegt; wenn ihm auch nur drei Menschen zuhörten, lud er sie ein, zu einer Versammlung in ein in der Nähe gelegenes Landhaus zu kommen. Ein solches befand sich in der Kid Street und diente als wenig verheißungsvolles Amphitheater für Booths erste Predigt. Arme Frauen hatten ihre

eigenen Stühle mitgebracht, und eine umgekehrte, von flackernden Kerzen flankierte Kiste diente als Rednerpult.

Die Leute, die diese Predigt hörten, haben das Gleichnis von der Mutter, die die ersten Gehversuche ihres Kindes überwachte, nie vergessen. Würde sie etwa das kleine Wesen anschreien und ausschimpfen? Oder unbewegten Herzens dabeisitzen, wenn es hinfiel und sich wehtat? Ebenso schwer wie diesem Kind fällt es einem Menschen, der Christus folgen will. Harte Vorwürfe sind nicht angebracht. Alle müssen mithelfen, dass er es lernt, aufrecht seinen Weg zu gehen.

Doch wenn es nötig war, konnte Booth auch Worte finden, die wie Peitschenhiebe wirkten. Als er einmal in London inmitten eines Mobs auf dem Red Lion Square stand, führte er den Leuten ihre Schuld unbarmherzig vor Augen. Seine mächtige Stimme klang wie das Schwingen einer Geißel. „Ich will euch einmal ein paar Fragen vorlegen, die jeder von euch verstehen kann. Hat einer von euch vielleicht ein Kind zu Hause, das keine Schuhe an den Füßen hat? Sitzen eure Frauen jetzt in ihren dunklen Stuben und warten darauf, dass ihr wieder ohne Geld nach Hause kommt? Wollt ihr von hier fortgehen, um das Geld zu versaufen, das eure Frauen bitter nötig haben, um Brot zu kaufen?“

Aber immer wieder kam es Booth in dem weiten, ungeheizten Holzbau der Broad Street Chapel zum Bewusstsein, dass da etwas nicht stimmte. Erweckungsprediger wie Caughey und Marsden forderten am Ende ihrer Predigt nach althergebrachter methodistischer Sitte die Zuhörer auf, sich vorn auf die Sünderbank zu setzen – eine Art protestantischer Beichtstuhl – und in aller Öffentlichkeit zu bekennen, dass sie von nun an Christus als ihren Retter annehmen wollten. Doch die Ärmsten und am meisten Erniedrigten kamen niemals nach vorn. Die sah man nicht einmal bei den Predigten, die Booth auf den Straßen hielt.

Booth wusste natürlich, wo sie zu finden waren: in den sogenannten *Bottoms*, dem schlimmsten Elendsviertel von Nottingham, wo die Männer vor der Kirche dieselbe Scheu empfanden wie

vor dem Gefängnis. Nun nahm er sich vor, diese verlorenen Schafe aufzusuchen.

Die Mitglieder der Broad-Street-Gemeinde haben jenen mit Spannung geladenen Sonntag im Jahr 1846 niemals vergessen: Die Lichter der Gasarme tanzten auf den weiß gekalkten Wänden, der Prediger, Reverend Samuel Dunn, saß behaglich auf seinem plüschgepolsterten Thron, und die Stimmen der Andächtigen schwellen an im Gesang der vierten Hymne des Abends:

*Foul I to the fountain fly;
Wash me, Saviour, or I die.*

*Von Sünden befleckt eile ich zu der Quelle.
Wasche mich, Heiland, oder ich muss sterben.*

Plötzlich wurde die Außentür der Kapelle aufgerissen, und eine Wolke weißen Nebels wehte herein. In ihrem Gefolge erschien eine schäbig gekleidete Menge von Frauen und Männern, die unter den feindlich starrenden Blicken der Fabrikherren, Ladeninhaber und ihrer wohlgekleideten Frauen befangen den Mittelgang entlangschlurften. Hinter ihnen marschierte glühend vor Eifer „Wilful Will“ und hinderte die Verzagteren unter ihnen daran, wieder umzukehren.

Mit Missbilligung sah Reverend Dunn, wie der junge Booth in der Tat seine Schützlinge einlud, in den besten Sitzen Platz zu nehmen; Leute, für deren Kleider Eames in seiner Pfandleihe nicht fünf Schilling pro Stück gegeben hätte. Und die sollten in den reservierten Logen gegenüber dem Rednerpult sitzen, deren Inhaber den Sammelteller mit blinkenden Silbermünzen füllten?!

Das war noch nie dagewesen, denn die Armen wurden durch einen andern Eingang in die Kirche eingelassen, wenn sie zum Gottesdienst kamen. Die für sie bestimmten Bänke hatten weder Rückenlehnen noch Sitzkissen, und eine Trennwand schirmte sie von dem Rednerpult ab. Sie konnten zwar die Predigt hören, den Prediger aber nicht sehen und auch selbst nicht gesehen werden.

Booth schien nichts von der steigenden Ablehnung zu merken und beteiligte sich mit voller Stimme an der gottesdienstlichen Handlung. Später gab er zu, dass er gehofft hatte, diese Pflichttreue würde ihm ein besonderes Lob eintragen. Nur zu bald sollte ihm die bittere Wahrheit zum Bewusstsein kommen: seit den Tagen Wesleys war der Methodismus gutbürgerlich geworden.

Nach Beendigung des Gottesdienstes sah sich Booth einem von Reverend Dunn einberufenen „Kriegsgericht“ der Diakone gegenübergestellt. Die ihm erteilten Instruktionen waren unmissverständlich: wenn Booth noch einmal eine solche Herde in die Kirche bringen wollte, müssten diese Leute durch die Seitentür hereingeführt werden und hätten auf den für sie bestimmten Bänken Platz zu nehmen.

Mit gesenktem Kopf nahm Booth die Zurechtweisung zur Kenntnis, aber in vieler Hinsicht war diese Episode ein Symbol für das Glaubensbekenntnis der Männer und Frauen, die ihm eines Tages als dem Begründer ihrer Armee zujubeln sollten.

In der Tat erfüllten Booths eigenwillige Handlungen die Mitglieder der Kirchenvertretung mit großer Besorgnis. Wenn sie auch aufrichtige Männer waren, so vertraten sie doch unwandelbar starre Glaubensüberzeugungen. Ebenso wie Booths eigene Mutter und Schwestern sahen sie keine Möglichkeit, die Trunkenbolde, die Englands industrielle Revolution auf die Straße geworfen hatte, vor der ewigen Verdammnis zu retten. Selbst die erstaunliche Bekehrung des „Besom Jack“, des immer betrunkenen Besenverkäufers, dessen Frau von den Nachbarn gebrauchte Teeblätter erbetteln musste, konnte die skeptische Haltung der Gläubigen nicht wankend machen. „Besom Jack“, der Erste von vielen nun völlig von der Sündhaftigkeit ihres Lebens überzeugten Bekehrten, wurde Booths treuester Anhänger. Aber die Diakone wiesen darauf hin, dass seine Bekehrung ja nicht in der Kirche, sondern auf der offenen Straße erfolgt war, wo Booth und seine kleine Gefolgschaft oft auf den Knien für das Heil der Vorübergehenden beteten.

Später erinnerte sich Booth grimmig an jene Zeit: „Bei jedem neuen Versuch, den ich unternahm, haben sie mich immer bloß gewarnt

und gewarnt, aber niemals bekam ich ein Wort der Ermutigung zu hören. Doch ich bin trotzdem meinen Weg weitergegangen.“

Das war wohl wahr. Indessen konnten nur wenige, außer dem verbissen arbeitenden Booth selbst, einen sichtbaren Fortschritt feststellen.

Als er neunzehn Jahre alt wurde, fand seine sechsjährige Lehrzeit ein Ende, und er stand in den an Zahl stets wachsenden Reihen der Arbeitslosen, deren Schicksal Prinz Albert in einem persönlichen Brief an den Premierminister Lord John Russel beklagte. Aber die königliche Anteilnahme half Booth wenig, einen Arbeitsplatz zu finden. Nach zwölf Monaten fruchtlosen Bemühens entschloss er sich wie so viele aus der Provinz stammende Jugendliche, sein Glück in London zu versuchen. Nie war es ihm in den Sinn gekommen, für das Evangelium anders denn als Laienprediger zu wirken. Er war der einzige Sohn und musste für den Unterhalt seiner Mutter und seiner Schwestern sorgen.

In London erwartete ihn bittere Enttäuschung. So sehr er sich auch bemühte – nur ein Beruf stand ihm offen: die Arbeit in einer Pfandleihanstalt. Er hatte so sehr gehofft, diesem Beruf auf immer den Rücken kehren zu können. Sein neuer Arbeitgeber gewährte ihm Verpflegung und ein Bett in einer Kammer über dem Laden. Der lag in Walworth, einer Wüste von schmierigen, mit Stuck verzierten Häusern südlich der Themse. Booths Chef erwies sich als ein noch größerer Geizhals als Eames. „Ich war in Wirklichkeit ein weißer Sklave“, fasste William sein Urteil über jene Zeitspanne seines Lebens zusammen.

Während des ganzen Jahres 1850 war Booths Freizeit – abgesehen vom Sonntag – auf zwei knappe Stunden in der Woche beschränkt. Selbst am Sabbat wurden die Ladentüren erst um zehn Uhr abends verrammelt. Er gehörte als Laienprediger der Methodistengemeinde von Walworth Chapel an und wurde als solcher oft bis zu dem acht Meilen südlich gelegenen Greenwich ausgesandt. Sonntag für Sonntag, am Ende eines langen, von Gottesdiensten ausgefüllten Tages, stapfte der junge Mann mit müden Füßen die mit Kopfsteinen

gepflasterten Straßen entlang. Atemlos keuchend eilte er dahin, um noch vor Ladenschluss nach Hause zu kommen.



William Booth als junger Mann

Einige Angaben über die Heilsarmee

1865, also bereits vor 150 Jahren gegründet, blickt die Heilsarmee heute auf eine faszinierende Geschichte zurück. Die Zeiten haben sich geändert, aber der Auftrag bleibt: das Evangelium von Jesus Christus predigen und menschlicher Not ohne Ansehen der Person begegnen. Und so schaut die Heilsarmee auch hoffnungsvoll in die Zukunft. Gleichwohl stellt sie heute noch für viele Menschen ein Phänomen dar, das auch gerne infrage gestellt wird. Einige der meistgestellten Fragen sollen hier beantwortet werden.

Wie stark ist die Armee? Nach vorsichtiger Schätzung gibt es mehr als 1,7 Millionen Mitglieder der Heilsarmee. Die meisten von ihnen sind Männer und Frauen, die an Werktagen ihrem Beruf nachgehen und die Uniform nur anziehen, wenn sie am Wochenende oder nach den Bürostunden für die Armee arbeiten. Andere betrachten die Heilsarmee als ihre Gemeinde, ohne jedoch Uniform zu tragen. Ende 2013 betrug die Zahl der Offiziere, also der ordinierten Geistlichen der Heilsarmee, 26.497 (17.193 aktive und 9.304 pensionierte Offiziere).

Wo arbeitet die Armee? In mehr als 125 Ländern. Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs ist sie wieder in vielen Ländern präsent, in denen sie über viele Jahre hinweg verboten war. Die Anzahl der Sprachen, in denen die gute Botschaft von Jesus Christus gepredigt wird, beträgt etwa 175, von Afrikaans bis Zulu.

Woran glauben die Salutisten? Religion ist, wie es der Gründer der Armee William Booth sah, eine sehr einfache Sache. „Du sollst Gott von ganzem Herzen lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Andere Glaubenssätze im Credo der Armee sind die göttliche Inspiration der Bibel, die Dreieinigkeit, die Erlösung aller Menschen durch den ihnen in Gnaden verliehenen Glauben; die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Leibes und das Gericht am Ende der Welt.

Die Heilsarmee will Menschen dazu ermutigen, Gott zu begegnen. Dabei wendet sie sich in erster Linie an Menschen, die keine persönliche Beziehung zu Gott haben.

Die soziale Arbeit der Heilsarmee ist weitgefächert. Sie reicht von der medizinischen und sozialen Betreuung von Alkoholikern bis zu Ferienlagern für Kinder, Berufsbildungszentren, Kliniken und Krankenhäusern, Obdachlosenunterkünften, Resozialisierungsheimen, Familiencafés und vielem anderen mehr. Besondere Bedeutung hat der internationale Katastrophenhilfsdienst der Heilsarmee, der weltweit kurz- und langfristige Hilfe für Flüchtlinge und Katastrophenopfer organisiert.

Wie bringt die Armee die von ihr benötigten Gelder auf?

Die geistliche und soziale Arbeit der Heilsarmee wird überwiegend durch Spenden finanziert. Hinzu kommen gerichtlich angeordnete Bußgelder, Vermächtnisse und Pflegesätze der Sozialbehörden, mit denen die Leistungen der Einrichtungen abgegolten werden.

Hält sich die Armee abseits von anderen religiösen Gemeinschaften und Wohlfahrtsorganisationen?

Die Heilsarmee legt großen Wert auf gute Kontakte zu Christen anderer Denominationen und Organisationen, die ähnliche soziale Ziele verfolgen. Weltweit besteht eine gute Zusammenarbeit mit christlichen Kirchen und Wohlfahrtsorganisationen. In Deutschland ist die Heilsarmee unter anderem vertreten in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), in der Deutschen Evangelischen Allianz und deren regionalen Vertretungen, der Vereinigung evangelischer Freikirchen (VEF), der Deutschen Bibelgesellschaft, dem Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung (EWDE), der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Kirchen und dem Weltgebetstag der Frauen – Deutsches Komitee.

Wie wählt die Armee ihre Leiter?

Seit 1929 werden die Generäle der Armee durch einen *High Council* gewählt. Er setzt sich aus Stabsoffizieren und Territorialleitern

zusammen. Jeder General muss durch eine Zweidrittelmehrheit gewählt werden. Auf General Bramwell Booth, den zweiten General der Armee, sind inzwischen weitere 18 Generäle gefolgt, darunter drei Frauen, die das höchste Amt der Heilsarmee innehatten. Aktuell (Stand 2015) verantwortet General André Cox die Arbeit der internationalen Heilsarmee.

Was ist die Heilsarmee?

Die Bewegung, die 1878 als *The Salvation Army* (Die Heilsarmee) bekannt wurde, entstand 1865 aus den Versammlungen der *Christian Mission* (Christliche Mission). Seit 13 Jahren war der Methodistenprediger William Booth ihre stärkste Antriebskraft.

Das Hauptziel der Heilsarmee ist, das Evangelium von Jesus Christus Männern und Frauen nahezubringen, die von anderen christlichen Einflüssen unberührt bleiben.

Die Christliche Mission in Ostlondon wuchs und übertraf dabei alle Erwartungen. Im Laufe der Zeit wurde eine militärähnliche Form der Organisation gewählt, um strukturierter und effektiver gegen das Böse kämpfen zu können.

Um die Massen zu erreichen, die nie einen Gottesdienst besuchten, organisierte man Freiversammlungen und Zeugnismärsche. Weitere Evangelisationsmittel waren damals Fahnen, Blasmusik und christliche Liedtexte zu volkstümlichen Melodien.

Alle Mitglieder der evangelischen Freikirchen bekennen sich dazu, von Schuld und Macht der Sünde durch die Gnade Gottes errettet zu sein. Sie sollen sich bewusst sein, dass sie „gerettet sind, um zu retten“ – Soldaten, die andere für Jesus Christus gewinnen. Daher kommen die offensiven Methoden der Heilsarmee – Zeitschriftenverkauf in Gastwirtschaften und anderswo, persönlicher Kontakt zu Nichtchristen, Besuche und Gebete in häuslicher Atmosphäre usw.

Die Mitglieder der Heilsarmee gehen diesen Aktivitäten in ihrer Freizeit nach und erhalten keine finanzielle Entschädigung. Offiziere – hauptamtliche Mitarbeiter, die besonders ausgebildet sind und ihr Leben vollzeitlich in den Dienst Gottes stellen, erhalten ein bescheidenes Unterhaltsgeld zur Deckung ihrer persönlichen Bedürfnisse.

Die Heilsarmee ist überzeugt, dass Kinder bereits Gottes Liebe erfahren können und ihm dienen; sie hat ein breit gefächertes Angebot an Jugend- und Kinderprogrammen.

Die Stellung der Frau in der Heilsarmee ist einmalig in der Geschichte. Schon im vorigen Jahrhundert setzte sich Catherine Booth, die Frau des Gründers William Booth, aktiv für die Gleichbehandlung der Frauen in der Heilsarmee ein. Weibliche Offiziere haben die gleichen Rechte und Pflichten wie ihre männlichen Kameraden. Auch in fernöstlichen Ländern haben weibliche Salutisten eine große Rolle in der Gleichbehandlung der Frauen gespielt. In der Geschichte der Heilsarmee gab es bislang drei Frauen, die als Generalin das höchste Amt in der Heilsarmee innehatten: Evageline Booth (1934 – 1939), Eva Burrows (1986 – 1993) und Linda Bond (2011 – 2013).

General Bramwell Booth nannte die Salutisten „Diener aller Menschen“. Diese hohe Berufung spiegelt sich in allen Aktivitäten wider, besonders auch in der Sozialarbeit, die als offene Fürsorge in den Korps (Gemeinden) und in besonderen Sozialeinrichtungen für Männer und Frauen, für Kinder und Senioren geleistet wird.

Die Heilsarmee ist inzwischen über die ganze Welt verbreitet. Sie unterscheidet dabei nicht nach Gesellschaftsschicht, Religion, oder Hautfarbe – jeder ist ein Mensch, für den Jesus Christus gestorben ist.

In Deutschland gibt es die Heilsarmee seit fast 130 Jahren. Sie hat den Rechtsstatus einer „Körperschaft des öffentlichen Rechts“. Sie arbeitet hauptsächlich in größeren Städten in ca. 45 Korps (Gemeinden) und etwa 30 Sozialeinrichtungen bzw. angegliederten Angeboten.

Die Heilsarmee in der Schweiz besteht seit über 130 Jahren. Dort und in Österreich gibt es ca. 55 Korps und 36 Sozialeinrichtungen.

Hanna Schott

Von Liebe und Widerstand

Magda & André Trocmé

Der Mut dieses Paares rettete Tausende: Ein französisch-russisch-italienisches Paar, das sich in New York kennenlernt und nach Indien reisen will, um Gandhi zu treffen... Die beiden landen in der tiefsten französischen Provinz, André als Pfarrer, Magda als Lehrerin. Doch als deutsche Truppen Frankreich besetzen, eröffnen sich ihnen ungeahnte Möglichkeiten, gerade weil sie „am Ende der Welt“ leben.

Eine Liebesgeschichte, ein zentrales Stück deutsch-französischer Geschichte und nicht zuletzt eine Geschichte von Mut und Zivilcourage, in der mehr als 3 000 Menschen, die meisten davon Kinder, vor dem sicheren Tod bewahrt wurden.

240 Seiten, gebunden, 3. Auflage 2014

ISBN 978-3-86256-017-2

E-Book: ISBN 978-3-86256-706-5

Blieben Sie auf dem Laufenden:

newsletter.neufeld-verlag.de

www.facebook.com/NeufeldVerlag

www.neufeld-verlag.de/blog

www.neufeld-verlag.de ♥ www.neufeld-verlag.ch

Markus Baum

Jochen Klepper

Jochen Klepper (1903–1942) war einer der bedeutendsten christlichen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Sein Bestseller *Der Vater* wird immer noch gelesen, seine Lieder finden sich in vielen Gesangbüchern.

Aber wer war der Mensch Jochen Klepper? Das Bekannteste an seinem Leben ist ironischerweise sein tragischer Tod am 10. Dezember 1942, gemeinsam mit seiner von Deportation bedrohten jüdischen Frau und Stieftochter.

Markus Baum legt eine fundierte und lebendig geschriebene Biografie Jochen Kleppers vor.

240 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-86256-014-1, 2. Auflage 2012

E-Book: ISBN 978-3-86256-707-2

Bleiben Sie auf dem Laufenden:

newsletter.neufeld-verlag.de

www.facebook.com/NeufeldVerlag

www.neufeld-verlag.de/blog

www.neufeld-verlag.de  www.neufeld-verlag.ch

Der Neufeld Verlag ist ein unabhängiger, inhabergeführter Verlag mit einem ambitionierten Programm. Wir möchten bewegen, inspirieren und unterhalten.

**Stellen Sie sich eine Welt vor,
in der jeder willkommen ist!**

Das wär's, oder? Am Ende sehnen wir alle uns danach, willkommen zu sein. Die gute Nachricht: Bei Gott bin ich willkommen. Und zwar so, wie ich bin. Die Bibel ist voll von Geschichten und Bildern darüber, dass Gott uns mit offenen Armen erwartet. Und dass er eine Menge Gutes mit uns im Sinn hat.

Als Verlag möchten wir dazu beitragen, dass Menschen genau das erleben: *Bei Gott bin ich willkommen.*

Für uns hat unser Slogan eine zweite Bedeutung: Wir haben ein Faible für außergewöhnliche Menschen, für Menschen mit Handicap. Denn wir erleben, dass sie unser Leben, unsere Gesellschaft bereichern.

Dennoch ist unsere Welt weit davon entfernt, Menschen mit Behinderung grundsätzlich willkommen zu heißen – vielen wird nicht mal gestattet, überhaupt zur Welt zu kommen.

Und von gelebter Inklusion, dem echten Miteinander von Menschen mit und ohne Handicap in allen Bereichen unseres Alltags, sind wir auch noch ein gutes Stück entfernt.

Deswegen setzen wir uns dafür ein, Menschen mit Behinderung willkommen zu heißen.

*Folgen Sie uns auch auf www.facebook.com/NeufeldVerlag
und in unserem Blog unter www.neufeld-verlag.de/blog/*